## Für eine Blume.

Eine Episode aus der französischen Revolution, erzählt von Reg. Auerl.

Der Graf von Clairville hatte soeben seine einzige Tochter Yolande mit dem Marquis de Kergouet vermählt, dem Sprößling einer alten und stolzen Familie der Bretagne.

Die Ceremonie war beendet, die jetzt weit geöffneten Kirchenthüren enthüllten den hohen, reich mit Blumen und Kerzen geschmückten Altar, und in dem bekränzten Rahmen der Ausgangspforte erschien das junge Paar, während die Glocken ihr Geläute ertönen ließen. Süße Frühlingslüfte erfüllten mit balsamischem Wohlgeruch die Luft, jubelndes Gezwitscher stieg aus zahllosen Vogelkehlen zum Himmel empor, und goldige Sonnenstrahlen umgaben, wie mit einem Heiligenschein, die Stirnen der Braut und des Bräutigams. Yolande war schön und anmuthig wie der junge Tag, in ihrem zarten, weißen Gewande und Spitzenschleier glich sie einem Engel des Lichts, und die Augen des edlen Marquis von Kergouet ruhten mit unaussprechlicher Liebe auf ihr.

Die ländliche Bevölkerung prangte im besten Sonntagsstaat. Die Männer trugen Rosetten im Knopfloch, die Frauen Blumen am Mieder und Alle schwenkten blühende Hagedornzweige und machten die Luft erzittern mit ihrem Freudengeschrei und ihren endlosen Hochrufen.

„Lang lebe Mademoiselle Yolande! Gott segne unsere süße und junge Herrin!“ riefen sie dann und zuweilen fügten sie hinzu: „Lange lebe der Marquis!“

Zur Kirche von Clairville, welche das ganze Dorf überragte, da sie auf einer felsigen Anhöhe gebaut worden war, führte ein vielfach gewundener Stufenpfad. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Lebende und Todte, sie alle konnten nur vermittels dieses „Paradieseweges“ in die Kirche gelangen.

Die Hochzeitsgesellschaft stieg, begleitet von den lebhaften Ausrufen der Menge, den ländlichen Weg hinab, an dessen unterstem Ende die Equipagen ihrer warteten, um sie in's Schloß zurückzuführen, und der Bräutigam auf's Angenehmste berührt durch den Enthusiasmus und die augenscheinliche Zuneigung des Volkes für seine Braut, flüsterte ihr zärtlich zu: „Du siehst, meine Geliebte, wie theuer Du diesen Leuten bist. Sie werden Dich nimmer vergessen, und ich fürchte, sie grollen mir im Innersten ihres Herzens, weil ich ihnen ihren guten Engel raube.“

Yolanda lächelte ihn einen Augenblick mit ihren seelenvollen Augen an, dann wandte sie sich zu ihrem Vater um und sagte: „Es ist ein wundervoller Tag heute, Papa, können wir nicht nach Hause gehen?“

„Gewiß, Liebling, wenn Du es wünschest“, erwiderte dieser hocherfreut, daß sich ihm Gelegenheit bot, seinem Kinde, von dem er sich ja bald trennen mußte, noch eine Bitte gewähren zu können. Und so ging das Brautpaar und der jüngere Theil der Gesellschaft zu Fuß durch das Dorf nach dem Schloß Clairville, während die Aelteren in ihren Wagen folgten.

Yolanda, am Arme ihres Gatten, blieb wiederholt an dieser oder jener niedern Hütte stehen, vor deren Thüren die Alten und Schwachen saßen, welche an dem Aufzuge nicht hatten theilnehmen können und doch gar zu gern die Braut nach ihrem Scheiden noch einmal gesehen hätten. Für Jeden hatte sie ein liebreiches Wort und ein Lächeln, und manche zitternde Hand streckte sich ihr entgegen, und manche schwache bebende Stimme nannte segnend ihren Namen.

Der Zug erreichte jetzt einen engen Pfad, da stellte sich ihm plötzlich ein Hinderniß entgegen; es war ein Leichenbegängniß, welches ihnen unerhofft den Weg versperrte. Ein sehr ärmliches mußte es sein, denn die weiße Hülle, welche den Leichnam eines jungen Mädchens bedeckte, zierte ein Kranz, keine Blumenkrone, nicht eine einzige Knospe war auf der schlichten Bahre zu sehen, trotz der blüthenreichen Frühlingszeit.

Hinter den Trägern schritt langsam mit gesenktem Haupte, das Gesicht in Händen verborgen, ein ärmlich gekleideter Mann, der einzig Leidtragende — ein Bild der Verzweiflung.

Beim Anblick des Festzuges wollten die Träger zurückweichen, um Platz zu machen, aber der Trauernde erhob seinen Kopf und starrte wild auf die fröhliche Menge, welche in ihrer reichen, glänzenden Kleidung und mit den lachenden, glücklichen Gesichtern seinem tiefen Schmerz Hohn zu sprechen schien.

„Vorwärts!“ schrie er mit heiserer Stimme den Trägern zu, wobei seine verbitterten Züge einen Ausdruck annahmen, als wollte er all die feinen Herren und Damen unter seine Füße treten. Aber die Männer rührten sich nicht. Hierauf trat der Graf vor und sagte in ernstem Tone:

„Achtung vor dem Tode, Freunde! Gehen wir zurück und lassen die Bahre passiren!“

Dem wurde augenblicklich Folge geleistet, und der Leichenzug schritt an der prunkenden Menge vorbei, welche ehrfurchtsvoll Platz machte, indem die Damen sich bekreuzten und die Herren ihre Häupter entblößten.

Die Braut wurde beim Anblick der noch jugendlichen Gestalt unter der weißen Umhüllung vom tiefsten Mitgefühl ergriffen. Sie löste einen Zweig blühender Orangen aus ihrem Bouquett und legte ihn sanft auf die Bahre.

Der ernste Leidtragende sah diese Handlung, und seine Gesichtszüge milderten sich ein wenig. Dann barg er sein Gesicht in den Händen und brach in leises Schluchzen aus.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte Graf Clairville.

„Ich weiß es nicht, Herr Graf,“ entgegnete der Angeredete, „er ist ein Fremder und kam mit seiner Schwester vor einigen Tagen hier im Gasthof an; sie war schon fast todt, wie Jeder sehen konnte. Er scheint sie sehr geliebt zu haben, und als sie starb, fluchte er wie ein Heide und erhob drohend seine geballte Faust zum Himmel.“

Die Hochzeitsgesellschaft bewegte sich dem Schlosse zu, und das fröhliche Geläute der Glocken verwandelte sich in düstere Grabesklänge, als die Bahre sich dem festlich geschmückten Kircheneingang näherte.

„Wer war jene junge Dame?“ fragte der Trauernde einen der Träger.

„Das ist Mademoiselle Yolande de Clairville,“ war die Antwort, und der Fremde flüsterte leise:

„Möge sie immer glücklich sein!“

Dann trat er in die Kirche ein.

* * *

Zwanzig Jahre gingen dahin, und die Schreckensherrschaft in Paris begann. In der Vendee erreichte der Krieg seinen Höhepunkt, als der Konvent eins seiner Mitglieder mit dem Befehl nach Nantes sandte, schnelle und gewaltsame Maßregeln gegen die Royalisten zu ergreifen. Dementsprechend veranlaßte der mit dieser Aufgabe Betraute, Namens Carrier, daß eine große Anzahl „Verdächtiger“ in einem Gebäude, in der Nähe der Kathedrale von St. Pierre, eingeschlossen wurden. Männer, Frauen und Kinder pferchte man in diesem „Antichambre“ der Loire zusammen, und trotz der täglichen Massenertränkungen war das Gefängniß immer mit Opfern angefüllt.

In einer großen, niedrigen Halle hielt der schreckliche Diktator sein „Scheingericht“ über Leben und Tod ab.

Die Gefangenen theilte man in zwei Klassen, in Angeklagte und Verurtheilte. Die erste Gruppe nahm in demselben Maße ab, wie die letztere zunahm, und endlich beschloß Carrier, das Gerichtsverfahren noch mehr zu beschleunigen, indem er jede Formalität in der Verurtheilung der Angeklagten bei Seite ließ. Von nun ab hörte man nur die verhängnißvollen Worte: „Zum Tode verurtheilt“, sobald ein Royalist über die Halle vor den Richtertisch geführt wurde.

„Henri de Kergouet!“ rief der Gerichtsdiener auf, und ein junger Mann von ungefähr achtzehn Jahren löste sich aus der Menge. Er machte dem Richter eine Verbeugung, so vornehm und graziös, als befände er sich am Hofe von Versailles, und schien vollständig in Unkenntniß darüber, daß ein grausamer Tod seiner harrte.

„Sie sind angeklagt, der Anstifter einer Verschwörung gegen die Republik, in der Person ihrer Oberhäupter, zu sein und an einem Komplot gegen mein Leben theilgenommen zu haben.“

Der Jüngling richtete ein Paar freier, furchtloser Augen auf den Sprecher und antwortete gelassen:

„Ich schulde Ihnen meines Vaters Tod. Ich bezahle stets meine Schuld!“

„Henri!“ rief eine Frauenstimme in flehendem Tone.

Carrier warf einen wüthenden Blick um sich, während Henri de Kergouet abgeführt wurde.

Zwei Frauen standen nun vor dem Richter.

„Sind Sie die Mutter jenes jungen Mannes?“ fragte Carrier die Aeltere.

„Ich bin seine Mutter, und dieses Mädchen ist seine Schwester.“

„Ihr Name?“

„Yolande de Clairville, Marquise de Kergouet.“

Der Richter blickte einen Moment scharf auf die Sprecherin, dann erklärte er die Untersuchung für beendet und fügte kurz hinzu:

„Zum Tode verurtheilt, alle Drei!“

„Die Abgeurtheilten wurden nun in ihren Kerker zurückgeführt.

Je zwei zusammengebunden, warf man die Unglücklichen in Boote und ruderte sie weit hinaus in die Loire, um sie dort durch Bajonett- und Schwerthiebe zu tödten und ihre Leichen in's Wasser zu werfen. Diese langsame Methode jedoch stillte noch nicht zur Genüge den Blutdurst Carriers, und er gab daher den Befehl, Hunderte seiner Opfer auf ein benachbartes freies Feld zu befördern und niederzuschießen.

Die Marquise de Kergouet und ihre beiden Kinder harrten in traurigem Schweigen der Vollziehung ihres Urtheilsspruches, als der Schließer die Zelle betrat und die junge Gräfin aufforderte, ihm zu folgen.

„Oh, warum müssen wir getrennt werden?“ rief die Mutter in Verzweiflung.“

„Auf Befehl des Bürgers Carrier!“ erwiderte der Mann.

Nach einer langen und zärtlichen Umarmung verließ das junge Mädchen ihre theuren Angehörigen und folgte dem Schließer zu dem gefürchteten Diktator, welcher sie mit düsteren Blicken musterte. Nachdem der Schließer sich entfernt hatte und er sich allein mit dem armen jungen Wesen befand, fragt er mit flüsternder Stimme:

„Wie heißt Du?“

„Yvonne de Kergouet.“

„Liebst Du Deine Mutter?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete das Mädchen, am ganzen Körper vor Furcht bebend.

„Und Deinen Bruder — was würdest Du thun, um sein Leben zu retten?“

„Ich würde mit Freuden mein eigenes opfern,“ rief Yvonne eifrig.

„Ich wünsche nicht Dein Leben, Kind, aber Dein Stillschweigen. Wie alt bist Du?“

„Sechs ehn Jahre, mein Herr.“

„Dann hast Du noch nicht lügen gelernt. Höre zu. Hier ist ein Brief, welchen ich Dir nur unter der Bedingung anvertraue, daß Du mir gelobst, denselben nicht vor Mitternacht zu öffnen. Noch mehr, Du darfst zu keiner Menschenseele etwas davon erwähnen. Versprichst Du mir dies? — Nun gut. Geh!“

Das geängstigte Mädchen nahm den Brief, steckte ihn in den Busen und wurde nach seiner Zelle zurückgebracht.

Bevor sie Zeit hatte, auf all' die bangen Fragen ihrer Mutter und ihres Bruders zu antworten, erschien ein Mann mit einer Pistole in der Hand und bedeutete die Gefangenen, ihm zu folgen. Indem er ihnen bei Todesstrafe die strengste Verschwiegenheit anempfahl, gab er Yvonne seinen Arm, während Henri de Kergouet seine halb ohnmächtige Mutter unterstützte. Durch dunkle Straßen leitete er die Royalisten.

Ihr Begleiter gab ein Signal, auf welches augenblicklich ein Mann in einem Boote in der Dunkelheit auftauchte.

„Steig ein,“ sagte der Bootsmann mit leiser Stimme, und sobald sie sich gesetzt hatten, ruderte er fort in die Mitte des Stromes.

„Sei muthig, kleine Schwester!“ flüsterte Henri, in dem er Yvonne an sein Herz drückte; dann erwarteten sie Alle ergeben ihre letzte Stunde.

In jenen wenigen, kurzen Augenblicken schien sich noch einmal der Inhalt ihres ganzen Lebens zusammenzudrängen, alle Freuden und Leiden ihrer Kindheit sowohl, als die letzten Heimsuchungen ihrer Schicksalsschläge.

Plötzlich sahen sie in der Entfernung die Umrisse eines Schiffes sich deutlich von dem finsteren Himmel abheben, ihr Boot näherte sich demselben mit großer Schnelligkeit, und bevor sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, fanden sie sich an Bord des Schiffes, während ihr Fährmann eiligst nach dem Ufer zurückruderte.

„Was bedeutet dies?“ fragte Henri nach einer verwunderten Pause.

„Das Sie gerettet sind,“ erwiderte der Kapitän des Schiffes.

„Gerettet? Wie? Durch wen?“

„Vor einigen Stunden erhielt ich eine große Summe Geldes nebst der Ordre, hier auf drei Passagiere zu warten, welche nach England zu reisen wünschten. Der Ordre war ein Geleitbrief beigefügt, der die Unterschrift des Diktators Carrier trug. Wenn wir günstigen Wind haben, werden wir in wenigen Tagen die Küste Englands erblicken.“

„Wie spät ist es?“ fragte Yvonne den Kapitän.

„Gerade halb eins, mein Fräulein.“

Hastig nahm das Mädchen den Brief, welchen es von Carrier empfangen hatte, aus seinem Mieder, öffnete ihn und las die ersten Zeilen:

„An Mademoiselle Yolande de Clairville!“

„Dies ist für Dich, Mama,“ sagte Yvonne, den Brief ihrer Mutter überreichend; aber die Marquise übergab ihn ihren Sohn zum Vorlesen. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Vor zwanzig Jahren, an Ihrem Hochzeitstage, legten sie eine Blume aus Ihrem Brautbouquet auf den Sarg meiner Schwester. Sie war gerade sechszehn Jahre alt. Ich wünsche meine Schuld abzutragen, und hiermit schenke ich Ihnen für Ihre eine Blume—drei Leben.

Carrier.“

### Der Chemiker Wilhelm Hoffmann,

der berühmte Entdecker der Anilinfarben, besuchte als Schüler das Gymnasium in Gießen; hier wäre es ihm fast ergangen wie seinem späteren Lehrer Liebig, der in dem „guten“ Gymnasium von Darmstadt nur „der dumme Justus“ genannt wurde! Mit Mühe kam er durch die Schule und ließ sich in Gießen, wo sein Vater Kreisbaumeister war, als Student der Jurisprudenz immatriculiren. Aber das Corpus juris sagte ihm nicht zu; je mehr er sich damit vertraut machen sollte, desto mehr stieß es ihn ab. Er trieb nebenbei „Allotria,“ wie die gestrengen Herren sagten, die ihn vielleicht beschäftigten, aber zu nichts führen konnten. Der Zwiespalt in seinem Innern wurde immer größer und schließlich war er ganz verzweifelt. Der Vater, mit Liebig innig befreundet, klagte diesem seine Noth. „Gieb ihn mir,“ sagte Liebig, „ich will sehen, ob sich etwas aus ihm machen läßt. Er ist ja ein guter Bursche und dumm ist er auch nicht. Vielleicht hat er nur seinen richtigen Weg nicht gefunden!“ — Es zeigte sich bald, daß Wilhelm jetzt seinen richtigen Weg gefunden hatte. Es ging mit Riesenschritten vorwärts. Liebig hat dies später selbst leuchtenden Auges erzählt. Wilhelm war bald so weit, selbstständige Arbeiten vornehmen zu können. Liebig machte ihn zu seinem Assistenten. Seine Untersuchungen über Steinkohlentheer und Indigo fanden allgemeine Anerkennung. Er habilitirte sich im Jahre 1845 im Alter von siebenundzwanzig Jahren in Bonn als Privatdocent.

Diese Uebersiedelung war ein Wendepunkt in seinem Leben. Zufällig bewohnte er die Zimmer, in denen der Prinz-Gemahl von England als Student gewohnt hatte. Die Königin Viktoria wollte diese Zimmer während einer Rheinreise sehen. Dabei lernte sie W. Hofmann kennen, war entzückt von seinen chemischen Experimenten und dachte während einiger Tage nur an Rosanilin und Hofmann-Violett. Sie betrieb aus Rücksicht auf ihn die Gründung des „Royal College of Chemistry“ in London, zu dessen Leitung Hofmann im Jahre 1848 berufen wurde, und förderte ihn weiter zur einträglichen Stelle des obersten Münzwardein. Die chemischen Studien nahmen unter Hofmann's genialischer und nie ermüdender Leitung einen ungeahnten Aufschwung in England, und da die meisten seiner wissenschaftlichen Arbeiten zugleich von einschlagender Bedeutung für die Industrie und Technik waren, so konnte es nicht fehlen, daß England ihm alle Ehren und Würden entgegenbrachte, über welche das Land und die Regierung disponiren konnten. — Es wurden dann endlich alle Anstrengungen gemacht, um Hofmann nach Deutschland zurückzubringen; er nahm eine Professur in Bonn an und erhielt, noch ehe er sie angetreten hatte, den Lehrstuhl Mitscherlich's in Berlin.

### Menschenleder.

Die Anwendung des Menschenleders ist alt und zeugt von den barbarischen, aller Empfindung spottenden Raffinements der sogenannten guten alten Zeit. Der scheußliche Gebrauch dürfte sich allerdings aus dem Orient herleiten lassen. Namentlich findet sich bei türkischen Pauken oft Menschenhaut angewendet. Die Haut ist bekanntlich sehr stark und die Bespannung der Trommeln oder sonstiger Schallinstrumente mit derselben war bis in's 19. Jahrhundert hinein bei den Türken nichts Seltenes. Im kaiserlichen Zeughause zu Wien befinden sich vier kleine türkische Pauken, bei denen es festgestellt ist, daß ihre Felle Menschenhäute sind. — Einen sehr wunderlichen Passus, Menschenhaut betreffend, enthält der alte „Catalogue Raisonnee“ der Münchener Kunstkammer vom Jahre 1765. In solchen Kunst- und Wunderkammern häufte sich allerlei kurioser Krimskrams durcheinander, und so bringt denn auch besagter Katalog bei Aufführung eines Schwertes des berühmten Frundsberg die Beschreibung: Das von Frunsperg Wehr, deren Scheide mit eines Franzosen Haut überzogen, mit welchem er sich gebalget und ausgedinget, daß der Ueberwinder des Ueberwundenen Haut über seine Wehrscheide ziehen solle. Es scheint der liebliche Gebrauch, sich solche Andenken von dem überwundenen Feinde zu bewahren, nunmehr doch nur noch bei Sioux- oder Comanche-Indianern zu bestehen. — Interessanter aber und gewiß nur Wenigen bekannt dürfte das Faktum sein, daß die Handschuhe des Obersten Butler aus Menschenhaut gefertigt waren. Diese seltenen historischen Ueberbleibsel befinden sich in der Sammlung des Barons von Dietrichstein und sind, wie die sorgfältigste Untersuchung ergab, aus sauber gegerbten Menschenhäuten zusammengesetzt, mit feidener Schnur verziert und am Knöchel mit Knöpfen versehen. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß dem Obersten Butler der Stoff seiner Handschuhe unbekannt gewesen sein sollte und es bleibt daher sehr bezeichnend, daß die Hände eines der Mörder Wallenstein's, des Haupträdelsführers, Handschuhe aus Menschenhaut bedeckten. — Eine historische Sage ist es, daß Ziska, der gewaltige Führer der Hussiten, angeordnet habe, die Heerpauke der Hussitenarmee mit seiner Haut zu überspannen, weil er behauptete, wenn sie geschlagen werde, so müsse der Feind ein Grausen empfinden. Wie viel daran Wahres, mag unentschieden bleiben. Bezüglich jenes Schallinstrumentes sei als Kuriosum mitgetheilt, daß ehemals im königlichen Obermarstall-Amte zu Berlin eine Pauke, deren Fell Menschenhaut sein sollte, aufbewahrt wurde. Das Fell zeigte ein ziemlich starkes Loch, und es ging die Sage, jene Pauke sei die mit Ziska's Haut überspannte, sie sei den Hussiten bei ihrer Niederlage vor Bernau abgenommen worden und der die Stadt vertheidigende Bürgermeister habe das Loch mit seinem Fuß getreten, gleichsam um anzudeuten, daß der Schall und dessen furchterweckende Wirkung vorüber seien. Jedenfalls bezeugt das Kuriosum, wie verbreitet die Annahme war, daß Ziska seinen Körper zu so wunderlicher Verwendung bestimmt habe.

### Immer dieselben.

Nichts Neues unter der Sonne, auch nicht die Panama-Durchstechereien. — Zweihundertdreiundsechzig Jahre ist es her, daß der Philosoph Francesi Bacon, Lord Verulam, Graf von St. Albans und Großkanzler von England, angeklagt war, sich in den Ausübungen seines Amtes bestechen gelassen zu haben. Er schrieb am 24. April einen merkwürdigen Brief an die Pairs-Kammer, in welchem er auch die Berechtigung des größten Theiles der gegen ihn gerichteten Anklagen anerkannt. Am 30. desselben Monats legte er sein Geständniß dem hohen Parlamentsgericht in einem Memorandum dar, und zwar unter dem Titel, „Sehr unterthäniges Geständniß und Unterwerfung meiner selbst. Der Lord-Kanzler. Ich habe,“ sagt er, „von Lord John Kennedy einen Ebenholzschrank angenommen. Dieses Möbel befindet sich noch bei mir, ich bin bereit, es zurückzugeben. Von Lord Montague habe ich 700 Lstr. vor Beendigung seines Prozesses angenommen. Ich bekenne des Weiteren, daß ich von Gewürzkrämern 200 Lstr. und von den Apothekern einen Betthimmel aus golddurchwirktem Tuch im Werthe von 400 bis 500 Lstr. erhalten habe. Eine andere Gesellschaft von Apothekern machte mir ebenfalls ein Geschenk von 100 Lstr.“ Bacon wurde verurtheilt, eine Geldstrafe von 40,000 Lstr. zu zahlen und im Tower von London zu bleiben, bis es dem König nach langen Monaten der Haft endlich einfiel, ihn hieraus zu befreien.

### Sittenbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Den zu Hofe geladenen kaiserlichen Offizieren mußte 1634 eine Belehrung mitgetheilt werden, wie sie sich bei Tische zu benehmen hätten. Diese besagte u. A.: Man soll am Tische nicht den Gürtel vom Bauch schnallen, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die man aus der Schüssel holt, mit einem Löffel oder einer Brodkruste anfassen, die man vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugespitzt hat. Niemand soll aus der Schüssel trinken, nicht abbeißen und wieder in die Schüssel legen, nicht zwei sollen einen Löffel gebrauchen, beim Schneiden soll man nicht die Finger auf die Klinge legen, man soll nicht trinken und sprechen, bevor man die Speisen hinabgeschluckt hat, nicht schmatzen und rülpsen, sich nicht in das Tischtuch schneuzen, nicht über den Tisch legen, nicht krumm sitzen und sich nicht auf die Ellbogen stützen. Man soll beim Essen gegen seinen Genossen billig sein und ihm nicht seinen Antheil wegessen, endlich die Zähne nicht mit dem Messer stochern.

### Warum Verirrte im Kreis gehen.

Für die bekannte Thatsache, daß Leute mit verbundenen Augen, bei dichtem Nebel oder in einer Wüste Verirrte statt gerade aus zu marschiren, immer eine Neigung haben, in einem Kreis zu gehen, geben die „Science Sittings“ eine ingenióse Erklärung. Die Erscheinung kommt einfach daher, daß die Beine des Menschen nicht ganz genau gleich sind. Mit dem längeren Bein wird unbewußt ein größerer Schritt gemacht und dadurch, wenn die Tendenz zur Abweichung nicht durch das Auge korrigirt wird, je nach dem das rechte oder linke Bein länger ist, nach rechts oder links abgewichen. Diese Hypothese wird durch genaue Messungen, die dem Blatt zufolge an einer Reihe von Skeletten vorgenommen wurden, bestätigt. Sie ergaben, daß nicht weniger als 90 Prozent der Beine von ungleicher Länge waren, bei 35 Prozent war das rechte Bein länger als das linke, bei 55 Prozent trat der umgekehrte Fall zu. Da demzufolge das linke Bein in der großen Mehrzahl der Fälle das längere ist, durfte man erwarten, daß die Abweichung am häufigsten von links nach rechts geht und dieser Schluß wurde durch eine Reihe von Experimenten bestätigt, die mit Personen, deren Augen verbunden waren, vorgenommen wurden.

### Der kleine Friedensstifter.

Eine junge Frau hatte mit ihrem kleinen Knaben ihren Mann böswillig verlassen, und dieser, im höchsten Grade darüber erzürnt, hatte bei dem Gerichtshofe eine Klage auf Ehescheidung eingereicht. Der Tag der Verhandlung kam. Die Frau war, von ihrem Kinde begleitet, eben die Treppe heraufgestiegen und hatte den weiten Gang im Gerichtsgebäude betreten. Da erblickte sie in der Ferne auf demselben ihren Mann stehen. Um so mehr hält sie sich auf der anderen Seite. Plötzlich wird der Knabe den Vater gewahr, reißt sich von der Mutter los und eilt mit dem Rufe: „Papa! lieber Papa!“ auf ihn los. Diesen ergreift eine tiefe Erregung, er nimmt den schmeichelnden Knaben auf den Arm und küßt ihn. Der aber wendet sich auf den Armen des Vaters der Mutter zu und ruft zu ihr hinüber: „Mama! liebe Mama! o komm doch — schau, wie der Papa so lieb ist!“ Und auch sie ergreift es wunderbar. Sie folgt dem Rufe. Der Mann stellt sanft das Kind auf die Erde, um dessen Mutter in seine Arme zu schließen, und versöhnt verließen sie zusammen das Gerichtsgebäude.

### Das Garum der Römer.

In der Kaiserzeit waren die Römer bekanntlich gar verwöhnte Feinschmecker, die Anreizung ihres Appetits, übersättigt wie sie waren, oft bedurften. Dazu bedienten sie sich des Garum. Man nahm ein Maß kleine Salzfische, besonders Eingeweide, Blut und die Leber, und that sie in drei Maß guten Wein, mit dem gemischt man sie in einen ehernen Kessel bis zur Hälfte einkochte. Darauf wurde die Brühe durchgeseit, bis sie klar war, und in eine Glasflasche gefüllt. Dieses Reizmittel genoß man als Voressen. Das delikateste Garum ließen sich die Gesellschaften der reichen Generalpächter in Spanien bereiten.

Auch eine gute Seite.

Max (zu seinem Freunde): „Aber sage mir nur, Albert, wie kannst Du Du eine Frau nehmen, die so stottert?“

Albert: „Ja weißt Du, lieber Freund, die Sache hat doch auch ihre Lichtseite. Bis meine Frau Abends zu mir sagt: „A—a—albert, willst Du denn heute schon wieder a—a—a—ausgehen?“ bin ich schon lang zur Thüre hinaus!“

Wichtige Sitzung.

Gatte: „Adieu, meine liebe Frau — — ich muß jetzt in die Comité-Sitzung!“

Frau: „Was wird denn heute wieder ausgemacht?“

Gatte: „Wann wir das nächste Mal wieder zusammen kommen!“

Naiv.

Lehrer: „.....Also, weßhalb hat Kain seinen Bruder Abel erschlagen?“

Der kleine Hiesel: „Weil damals das Pulver noch nicht erfunden war!“

Ein guter Sohn.

„Sag', Fuchs, schreibst Du schon wieder an Deine Alten? Deine Kindesliebe ist ja rührend!“

„Ja, weißt Du, man sucht doch gern die Wechselbeziehungen mit dem elterlichen Hause aufrecht zu erhalten!“

Großmüthig.

„Wann darf ich denn auf Deine Zahlung hoffen?“ „Immer, lieber Meister!“

Guter Geschmack.

Köchin: „An meinem neuen Geliebten seh' ich erst, was für einen guten Geschmack die gnädige Frau haben!“

„Hausfrau: „Ja, wieso denn?“

Köchin: „Der gnä' Herr ist meinem Johann wie aus dem Gesicht geschnitten!“

Freundesrath.

August: „Weeste, Emil, ick bin Vater jeworden. N' Jungen hab' ick, un Alle sagen, er is mir wie aus die Oogen jeschnitten!“

Emil: „Träme dir darum nicht August. Det verwächst sich mit de Zeit.“

Andere Ursache.

A: „Gestern sah ich Dich mit Deiner Braut im Theater. Sie sah böse aus und Du erst recht. Wenn die Geschichte nur nicht auseinander geht!“

B: „Ach, Du weißt also noch nicht, daß wir seit zwei Monaten — verheirathet sind?“

Schwieriger Fall.

Im Bureau des Rechtsanwalt. Rechtsanwalt: „Was wünschen Sie, mein Fräulein?“

Fräulein: „Mein Vater hat mich geschimpft, daher möchte ich Sie fragen, wie ich mir gerichtliche Genugthuung verschaffen kann.“

Rechtsanwalt: „Wie alt sind Sie?“

Fräulein: „Siebzehn Jahre!“

Rechtsanwalt: „Da muß Ihr Herr Vater in Ihrem Namen den Strafantrag stellen!“

Wie militärisch gelacht wird.

Unteroffizier: „Das kommt ja nur, daß einmal ein Witz gemacht wird. Na, daß da gelacht wird, ist selbstredend. Nun giebt's aber Kerls, die kichern da, wie so 'ne alte Frau, andere jodeln wie so 'ne Haidelerche, wieder andere grunzen vor sich hin. Das Alles giebt's beim Militär nicht; sondern wenn gelacht werden soll, wird forsch gelacht, militärisch gelacht, kurz gelacht: Ha, ha!“

Merkwürdig.

Beamter: „Wie heißen Sie?“

Bauer: „Josef Neumann aus Silbergründl.“

Beamter: „Hat nicht einen Josef Neumann aus Silbergründl voriges Jahr der Blitz erschlagen?“

Bauer: „Ja, aber der bin ich nicht.“

Vorbereitungen.

Hausfrau (zur Köchin): „Aber, Liese, was fällt Ihnen denn ein, jetzt, um 10 Uhr Morgens, ein Fußbad zu nehmen?“

Köchin: „Ja wissen S', gnä' Frau, ich will mich heut' photographiren lassen.“

Durch die Blume.

Unteroffizier (zum Rekruten, der eine eben erhaltene Sendung Butter und Fleisch auspackt): „Na, na, Dämeler, woher wissen denn Ihre Alten auf einmal, daß heute mein Geburtstag ist?“

Im Manöver.

Lieutenant v. A.: „Wie war's Quartier, Herr Kamerad?“

Lieutenant v. B.: „Habe ganze Nacht Flöhe veredelt! Halbblut vorgefunden, Vollblut hinterlassen!“

Vertrauenerweckend.

Zahnarzt: „Bevor ich Sie chloroformire, bitte ich um das Honorar.“

Patient: „Aber ich laufe Ihnen doch nicht davon!“

Zahnarzt: „Das nicht, aber wenn Sie zufällig nicht mehr aufwachen sollten, käme ich um mein Geld.“

Unterirdisches Zeichen.

Ella: „Wie konnten Sie wissen, daß Ihr Mann Geld bei den Pferderennen verloren hat? Er hat doch nichts davon gesagt.“

Bella: „Als er nach Hause kam, fing er an von Sparen zu reden.“

Ein lieber Gast.

Hausherr (zum Gast): „Sie sitzen hier ganz allein? Sie amüsiren sich wohl nicht?“

Gast: „O doch, ich amüsire mich köstlich. Ich freue mich, wie sich die Anderen langweilen!“

Zu beschränkt.

Unteroffizier (zum Rekruten): „Kerl, wenn es auf Dich angekommen wäre, wärst Du aus lauter Dummheit wenigstens die drei Jahre noch beim Kraut geblieben!“

Neue Attraktion.

A: „Was ist denn das für ein Gerüste bei dem Dime-Museum?“

B: „Oh, sie stellen da eine unerklärte Kuriosität aus: ein Dienstmädchen, welches volle sechs Wochen auf demselben Platze geblieben ist.“

Verdächtig.

Frau A: „Also auf die Wette wollen Sie nichts geben?“

Pfandleiherin: „Nee. Weiten trägt mein Mann gar nicht!“

Nach einer Minute.

„Ihre kleine Frau also bekommt wirklich 300,000 Mark mit und was bringen Sie denn in die Ehe?“

Lebemann: „Meine Erfahrungen!“

Unmöglicher Beweis.

Gwendolin: „Liebe Hildegarde, sage mir, bin ich überzeugt, daß Edgar mich liebt! Heute hat er mir's nicht — vorhin Liebe geschrieben!“

Berufsfrage.

Herr Müller (zu seinem Sohn): „Mein Fräulein, wollten Sie sich vielleicht künftig mit zu schreiben?“